

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Krieg am Rhein im Jahre 1870

Grabowski, Stanislaus

Berlin, [ca. 1870]

Fünftes Kapitel. Saarbrücken

[urn:nbn:de:bsz:31-241586](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-241586)

Fünftes Kapitel.

Saarbrücken.

In den letzten Tagen des Juli hatte die französische Armee, obgleich noch immer Verstärkungen nachgezogen wurden und die Mobilgarde noch nicht fertig auf dem Kriegsfuße stand, vollständig die beabsichtigte Angriffsstellung eingenommen, und die Berichte, welche man deutscherseits darüber hatte, lauteten folgendermaßen:

Drei Armeecorps waren gegen die Saar aufgestellt, bildeten also den linken Flügel; davon stand das 3te Corps des Marschalls Bazaine in der Gegend zwischen Thionville und Sierk, das 2te des Generals Frossard in der Gegend von Saint-Avold, Saarbrücken gegenüber, das 4te des Generals de l'Amirault in der Reserve hinter Thionville. Weiter gegen Süden, an der Grenze der Rheinpfalz, hatte sich das 5te Corps des Generals de Failly bei Bitsch aufgestellt, sich daran schließend, in der zwischen der Pfalz und Baden vorspringenden Ecke des französischen Gebiets, auf den sogenannten Weissenburger Linien, das 1te Corps des Marschalls Mac Mahon; hier schien das 6te Corps Marschall Canrobert's die Reserve zu bilden. Straßburg war von einer französischen Division besetzt.

Wir wenden unsere Blicke zuerst nach Saarbrücken, der offenen Stadt, die nur insofern eine Bedeutung für die deutschen Waffen hatte, als sich hier die Eisenbahnen über Saarlouis nach Trier und die nach Mainz und andererseits über Kaiserlautern vereinigen; von allgemeinerem, industriellen Interesse sind die bedeutenden, sehr ergiebigen Steinkohlenwerke, auf deren Besitz bekanntlich die französische Regierung schon einmal vor wenigen Jahren ihre Absichten gerichtet hatte; beiläufig gesagt, werden in diesem sogenannten Saarbecken gegen vierzigtausend Arbeiter beschäftigt, welche man aber preussischerseits, nachdem ihnen ein dreimonatlicher Lohn ausgezahlt worden, sämmtlich entfernt hatte; anfänglich soll auch beabsichtigt worden sein, die Werke unter Wasser zu setzen, weil man die strategisch unwichtige und sehr exponirte Stadt nicht ernstlich zu vertheidigen gedachte, nachher hatte man aber davon Abstand genommen.

Schon aber erwähnten wir, daß Saarbrücken nur von einer Vorpostenabtheilung, bestehend aus drei Kompagnien des preussischen 40ten Infanterieregiments (Hohenzollern) und einigen Eskadrons vom 7ten Ulanenregimente, unter Befehl des Majors von Pefel besetzt gehalten wurde; diese kleine Abtheilung sah sich auf drei Seiten fast vom Feinde umgeben, der sie mit seiner unverhältnismäßigen Uebermacht erdrücken oder abschneiden konnte, wenn sie nicht auf ihrer sorgsamsten Huth war, aber daran ließen es die braven, unermüdblichen Vorposten, die rheinländischen Soldaten nicht fehlen.

Die Ulanen hatten schon seit längerer Zeit zu Saarbrücken in Garnison gelegen und waren daher mit Weg und Steg in der Umgegend bekannt, was ihnen zum größten Vortheil gereichte und gestattete, daß sie sich kühn weit über die Grenze hinaus wagen konnten. Wir haben schon solcher kleinen Streifpartien und Scharmügel erwähnt.

Das hügelige, vielfach durchschnitene und bewaldete Terrain war ein rechtes Feld für den Vorpostendienst und kleinen Krieg. Von dem großen Exercierplatze aus, einem dicht vor der Stadt liegenden Plateau, konnte man das Thal und die jenseitigen Höhen, welche die Franzosen schon mit einzelnen Posten besetzt hatten, nach allen Richtungen hin frei übersehen, und als wenn die Städter und Bauern noch gar nicht recht an den Ernst des Krieges glaubten, bewegten sie sich dort in großer Zahl, theils in müßiger Neugierde beobachtend, theils sich beeilend, die erntereifen Feldfrüchte einzubringen. Nur ein kleiner Theil der Infanterie war in der Stadt geblieben, die sich schon deshalb gegen einen kräftigen Angriff mit Artillerie nicht halten lassen konnte, weil solche von dem gegenüberliegenden Spichernberge her sie einzusehen und auf das Erfolgreichste zu beschießen vermochte. Weit hinaus standen die Vorposten, nördlich bis Gersweiler und Burbach, um die dortige Brücke zu vertheidigen, südlich bis Kerbach, ihnen gegenüber auf den waldigen Bergabhängen die französischen Bedetten, die unnißiger Weise viel Patronen verknallten; ihre Kugeln trugen sehr weit, richteten aber, da schlecht gezielt wurde, wenig Schaden an; sie verwundeten bis über die Saar hinüber mehrere Civilisten.

Jedenfalls lag es in der Absicht der Franzosen, unterhalb Saarbrücken über den Fing zu setzen und die nach Saarlouis führende Eisenbahn zu beschädigen; sie machten mehrere Versuche

auf die Brücke von Burbach und gegen das Dorf Wehrden, wurden aber durch die schnell herbeieilende preussische Infanterie jedesmal zurückgeschlagen, wobei auf beiden Seiten keine Verluste vorkamen.

Diese wiederholten Angriffe und Neckereien mußten für die kleine Anzahl Preußen sehr ermüdend werden, indessen wurden die letzteren von einem ganz vortrefflichen Geiste beseelt und überließen sich dem besten Humor; die vielbesprochenen Chassepots waren ihnen der geringen Erfolge wegen schon zum Spotte geworden, und seitdem schon am 19. Juli vier Schwadronen reitender Chasseurs, die sich vor Forbach auf der Chaussée gezeigt, vor zwei preussischen Schwadronen, ohne ein Gefecht anzunehmen, eiligst zurückgewichen waren, setzten die Ulanen auch nicht mehr den mindesten Zweifel in ihre Ueberlegenheit.

Die Forstbeamten und Grenzaufseher, die ihrer Amtspflichten nun natürlich enthoben waren, erboten sich gern dazu, die Patrouillen von der Cavallerie und Infanterie auf Schleichwegen zu führen, welche die Franzosen nicht im Mindesten kannten, und so gelang es mehrere Male, letztere zu überraschen und Leute von ihnen niederzuschießen oder gefangenzunehmen. Wer könnte aber alle diese kleinen Scenen des Kriegslebens schildern, die für den einzelnen Betheiligten das größte Interesse haben mögen, vor den großen, wichtigen Ereignissen aber verschwinden? —

Noch spät am Abende des 25. fand eine Alarmirung statt; eine feindliche Compagnie war bis Sanct-Arnual am Fuße des Winterberges, fast in unmittelbarer Nähe der Stadt vorgebrungen und hatte die Vorposten angegriffen, wurde aber, da dieselben Unterstützung erhielten, sogleich zurückgeworfen. Indessen schien es nun doch, daß die Franzosen einen größeren Angriff vorbereiteten, denn sie patrouillirten sehr fleißig, wie die preussischen Posten beobachteten und auch Landleute jener Gegend meldeten, und am 25. Morgens hörte man deutlich auf dem Exercierplatze ihre Trommeln und Signale im Lager von Forbach. Die furchtbare Hitze, welche die preussischen Soldaten bis dahin mehr belästigt hatte wie der Feind, wurde in dieser Nacht durch einen frischen Gewitterregen einigermaßen abgekühlt.

Erst am Morgen des 27. geschah wieder eine kleine Alarmirung dadurch, daß ein französisches Infanteriedetachement mit mehreren Offizieren das an der Chaussée nach Saargemünd liegende

Jorsthauſes des Stiftes Sanct-Arnual überfiel und nach preußiſchen Soldaten durchſuchte, dann aber auf eine kleine zufällig hinzukommende Ulanenpatrouille feuerte und ihre Pferde verwundete; es zog ſich eiligſt zurück, als mehr Ulanen auf dem Plage erſchienen. Am demſelben Vormittage verſuchte auch eine größere, aus drei Infanteriekompagnien und einer Schwadron beſtehende Abtheilung gegen die Wehrdener Brücke, zweifellos, um ſie zu zerſtören, vorzudringen, wurde aber bei Ludweiler von einem einzigen Infanteriezuge durch ruhiges und ſicheres Feuer, das ſie einen Offizier und acht Mann koſtete, zurückgewieſen; auf preußiſcher Seite hatte man einen einzigen Verwundeten.

Am folgenden Tage Nachmittags um drei Uhr erſchienen die Franzoſen mit einer Batterie auf dem Spichernberge und warfen einige zwanzig Granaten in die Stadt, die keinen beſonderen Schaden anrichteten; als die Ulanen ausrückten, brachen ſie ſchnell dieſes Feuer ab und verſchwanden wieder von den Höhen; ein preußiſcher Reiter wurde bei dieſer Gelegenheit durch den Kopf geſchoſſen, was wir nur deswegen erwähnen, weil er der erſte Todte auf preußiſcher Seite in den biſherigen kleinen Gefechten war.

Am nächſten Morgen kam es an der Forbacher Chausſee wieder zu einem Infanteriegeſechte, welches mit dem Rückzuge der Franzoſen endete, ebenſo am 30., als der Feind bei Hanweiler den Uebergang über die Saar oberhalb der Stadt verſucht hatte; die Verluſte waren auf beiden Seiten nicht groß, und dieſe kleinen Scharmügel hatten den bis in die Waldungen bei Sanct-Arnual und Gerweiler vorgebrungenen Feind doch abgehalten, die Eiſenbahnverbindung am rechten Saarufer zu unterbrechen, was ſein ganzer Zweck geweſen war.

Erſt am 2. Auguſt ſchien es zu ernſteren Ereigniſſen kommen zu ſollen, und waren um dieſe Zeit auch ſchon einige Verſtärkungen an Truppen eingetroffen, ſo daß ſich die Beſatzung von Saarbrücken jetzt aus einem ganzen Bataillon vom 40ſten Regimente, einer kleinen Abtheilung des 69ſten, drei Ulanenſchwadronen und vier Geſchützen zuſammensetzte, woraus wohl deutlich genug hervorgeht, daß eine ernſtliche Vertheidigung der Stadt nicht beabſichtigt wurde. Der größte Theil dieſer Truppen lag innerhalb der Stadt und hielt ſich gefechtsbereit, die Feldwachen und Poſten waren im Halb-

kreise vorgeschoben, und die Mäuren rekognoscirten so weit als möglich hinaus.

Sie brachten auch zuerst die Meldung, daß große geschlossene Colonnen der Franzosen mit Artillerie über die Höhen vorrückten, und bald bekam man dieselben auch von der Stadt aus zu Gesicht. Die Cavallerie erhielt nun den Befehl, sich über die Saar zurückzuziehen, da sie voraussichtlich nicht mehr von Nutzen sein konnte; sie kam seitdem auch nicht weiter in das Gefecht.

Wie ruhig die Truppen auch dem feindlichen Angriffe entgegensehen mochten, der nun doch einen ganz anderen Charakter angenommen zu haben schien wie seit den letzten Tagen, verbreitete sich in der Stadt und der am anderen Ufer der Saar gelegenen Vorstadt oder Schwesterstadt, wie man dort sagt, Sanct-Johann unter der Einwohnerschaft doch ein panischer Schrecken, der auch nur zu gerechtfertigt war. Die Kugeln der weittragenden Chassepotgewehre zischten mitten in die Straßen hinein, besonders nach dem höherliegenden Sanct-Johann, und man konnte deutlich die rothhüftigen Tirailleure sehen, gefolgt von Colonnen, vor denen die preussischen Vorposten, ruhig und sparsam ihre wohlgezielten Schüsse abgebend, langsam zurückwichen.

An die Vorpostenneckereien waren die Leute schon seit nahe an vierzehn Tagen so gewöhnt worden, daß sie darin beinahe nur ein interessantes Manoeuvrebild gefunden hatten; jetzt trat aber auf einmal der ganze kriegerische Ernst hervor, und da gab es denn natürlich viele zaghafte, besonders weibliche Herzen, die ihrer Angst in lauten Jammer Luft machten. Noch kurz zuvor waren der Exercierplatz vor der Stadt, der Bahnhof bei Sanct-Johann und andere hochgelegenen Punkte von Neugierigen dicht besetzt gewesen, jetzt flüchtete sich Alles in die Häuser, bis in die tiefsten Keller hinab, denn schon sah man die französischen Batterien auf dem Spicherenberge und im Thale auffahren, um ihr Feuer zu eröffnen.

Es war kurz vor elf Uhr Vormittags, als die ersten Kanonenschüsse von französischer Seite fielen; sie warfen Brandgeschosse gegen die Stadt, besonders gegen den Bahnhof und in Sanct-Johann hinein. Von den preussischen Geschützen waren zwei in der Nähe des Bahnhofs, zwei bei Brebach aufgefahren und antworteten während der Dauer des Gefechtes tüchtig, thaten dem Gegner

auch manchen Schaden. Die Stadt selbst wurde eigentlich nur durch zwei Compagnien vertheidigt, die beiden anderen vom 40sten Regimente und die Füsilier vom 69sten kämpften draußen am Fuße des Spieherenberges. Die Franzosen brachten allmählig ein Regiment berittener Jäger und die Infanterieregimenter 24, 40, 66 und 67, dabei mehrere Batterien in das Gefecht. Wie bisher erwies es sich, daß die Infanteristen viel, aber schlecht schossen; dadurch allein erklärt sich auch, daß die Preußen sich so lange gegen eine so große Uebermacht halten konnten und verhältnißmäßig geringe Verluste erlitten; sie zogen sich in der besten Ordnung, fortwährend feuernd, Schritt für Schritt zurück; wie sich nach dem Schlusse des Kampfes erwies, hatten sie zwei Offiziere und siebenzig Mann Verlust, davon etwa ein Drittel todt, das zweite verwundet, den Rest, ebenfalls verwundet, gefangen.

Das Bombardement der Franzosen wurde indessen wahrhaft schrecklich; schon die dritte und vierte Granate schlugen in einen großen Holzschuppen und eine Ziegelei in der Nähe des Bahnhofes ein und zündeten; bald brannte es an vier Stellen in Sanct-Johann und in dem nahegelegenen Dorfe Mahlstatt. Die feindlichen Batterien rückten auch bald bis auf den Exercierplatz vor und trafen ihre Ziele nun um so sicherer. Unaufhörlich schlugen die Kugeln mit Bischen und Krachen in die Gebäude ein oder auf das Straßenpflaster nieder, explodirten und schleuderten ihre Eisenstücke weit umher, dazwischen pfliffen die kleinen Chassepottkugeln in unzählbarer Menge. Die Fensterscheiben zersprangen in den meisten Häusern, Dächer stürzten ein, und die Wände wurden durchlöchert. Am meisten litt das schöne Bahnhofsgebäude, besonders der Theil, welcher die Büreaus der Post und Telegraphie enthielt; das große Glasdach über den Perrons war vollständig zertrümmert; nicht viel weniger zerstört wurde das Hôtel Pflug in der Bahnhofstraße.

Dieses verheerende Feuer wurde noch fortgesetzt, als die preussischen Soldaten bereits Sanct-Johann vollständig geräumt hatten. Ein Zug von der 7. Compagnie des 40. Regiments, welcher die Aufgabe hatte, den Rückzug zu decken, entledigte sich derselben in der kaltblütigsten und muthigsten Weise. Hinter einem großen Lokomotivschuppen mit Glasfenstern aufgestellt, vertheidigte er lange den Bahnhof und hinderte die französische Infanterie, vorzudringen; wohl über dreißig Granaten wurden hierher ge-

worfen und zerschmetterten fast das ganze Gebäude, von den braven Füsilieren wurde aber nur ein Mann verwundet. Ebenso besonnen und langsam folgten sie nachher ihren bereits abgezogenen Kameraden über die Höhen, abermals heftig, doch ohne Verlust, von der französischen Artillerie beschossen, und erreichten glücklich das Bataillon wieder, das im Walde ihren Augen schon entschwunden gewesen war.

Auch eine andere Compagnie, die 10te, gab den Franzosen ein hübsches Bravourstückchen zum Besten, das ihnen wohl Achtung vor dem deutschen Heldennuthe und der Kaltblütigkeit und Disciplin der preussischen Soldaten abnöthigen mußte. Man wird sich erinnern, wie viel Wesen schon seit längerer Zeit französischerseits von den famosen Kugelspritzen oder Mitrailleanen gemacht worden war, mit welchen sie ganze Bataillone niederschmettern zu können behaupteten, und wie wenig man auch dieser hochtrabenden Reklame der renomnistischen Nachbarn trauen mochte, war eine unruhige Spannung auf die wirklichen Erfolge dieser Höllemaschinen doch wohl ganz natürlich, und der Soldat, der einem solch' unbekanntem Gegner zum ersten Male gegenübertrat, konnte sich schwerlich eines unheimlichen Grauens erwehren.

Als die erste Mitrailleanse nun im Angesichte der genannten Compagnie aufgefahren und gerichtet wurde, um die als so furchtbar verschriene Probe zu machen, ließ Hauptmann von B., der Führer, seine Leute auf freiem Felde Halt machen und brachte ein Hoch auf den König aus, das unter Schweifen der Helme dreimal laut wiederholt wurde. Der Kugelregen begann nun auch wirklich zu spielen, aber die Mitrailleanse oder ihre Bedienung bewährte sich schlecht, denn, wahrscheinlich weil die Entfernung nicht richtig geschätzt war, traf keine einzige Kugel in die Compagnie, und lachend und höhrend setzten die Fusiliere ihren bereits durch die Nothwendigkeit gebotenen Rückzug, ruhige und sichere Schüsse aus den Zündnadelbüchsen gebend, fort.

Es kamen noch viele andere Züge persönlicher Tapferkeit und Hingebung vor. Unter Anderem wurde ein am Fuße verwundeter Offizier, der nicht mehr gehen konnte, durch einige Soldaten zurückgetragen; die Franzosen waren so unmenschlich, gerade auf diese kleine Gruppe ein heftiges Gewehrfeuer zu richten, aber nur durch bestimmte Befehle konnte der Verwundete die sich opfernden

Züfilitere dahin bringen, ihn zurückzulassen; er wurde dann zum Gefangenen gemacht.

In den Reihen der einen Compagnie kämpfte auch, noch in Civilkleidern, ein bereits 1866 als Invalide entlassener Soldat; er hatte dem Drange nicht widerstehen können, sich seinen alten Kameraden anzuschließen und wurde gleich anfänglich im Gesichte verwundet.

Ein zur Stelle gewesener Berichterstatter des Pariser Moniteur erzählte in dieser Zeitung: „Das Feuer der feindlichen Batterien am Walde hatte vollständig aufgehört; die Preußen machten uns noch den Wald und die Brücke streitig, welche sie energisch vertheidigten, ihre letzten Soldaten hatten den Exerzierplatz verlassen; es befand sich dort nur noch ein Mann, der aufrecht da stand, ohne allen Schutz, und ohne Unterlaß ladete und schoss. Zwanzig Kugeln trafen ihn auf einmal, und er stürzte zusammen. Ich zählte siebzehn Böcher in seinem Rocke. Ich schnitt die Nummer aus seiner Uniform heraus und werde die Ziffer 40 zum Andenken an einen tapferen Soldaten bewahren.“

Das sind nur einzelne Züge, die wir anführen können, aber sie legen Zeugniß ab von dem Heldegeiste, der die preussischen Truppen beseelte, und die Franzosen hatten wohl Grund, sich ihres Sieges über solche Leute zu rühmen, sie hätten nur nicht vergessen sollen, hervorzuheben, mit welcher Uebermacht sie dieselben bekämpften.

Wie schon gesagt, hatten die Einwohner sich in die Häuser und Keller geflüchtet, aber auch hier waren sie nicht immer vor den einschlagenden und krepirenden Granaten sicher; mehrere Personen wurden auch getödtet oder verwundet; der Jammer war unbeschreiblich, und die bisher so friedliche, gewerbleißige Stadt bot ein trauriges, alle Schrecken des Krieges in sich vereinigendes Bild dar.

Kaiser Napoleon war mit seinem Sohne von Metz herübergekommen, um dem „Kinde von Frankreich“ zum ersten Male Gelegenheit zu einem solchen kriegerischen Anblicke zu geben; wahrscheinlich, daß die arme offene Stadt, deren Einnahme eines so großen Aufwandes von Kanonenkugeln und Brandgeschossen nicht bedurft hätte, deshalb so schwer darunter leiden mußte. Der junge Prinz soll sehr befriedigt gewesen sein und viel kaltes Blut gezeigt

haben; er blieb mit seinem Vater so lange auf dem Platze, zweifellos außer Schußweite, bis die Franzosen gegen vier Uhr in die Stadt drangen, in deren Straßen sie sich noch mit einzelnen kleinen Tirailleurssektionen umherschlugen. Ruhig und ohne verfolgt zu werden, zogen die Preußen sich auf der Chaussee nach Dudweiler zurück. Sie hatten die Stadt verloren, aber auch unter welchen Verhältnissen! — Dieser unbelästigte Rückzug hatte wahrlich mehr Aehnlichkeit mit einem Siege als mit einer Niederlage.

Die Franzosen besetzten auch nicht einmal die Stadt; ihre Vorposten blieben auf dem linken Saarufer, einzeln und haufenweise, zum Theil unbewaffnet, kamen sie aber in beide Städte hinein und requirirten, selbst in Privathäusern, alle nur aufzutreibenden Lebensmittel; man muß ihnen die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie gute Bezahlung anboten und leisteten. Nach ihrer Aussage waren sie förmlich dem Hunger ausgesetzt gewesen und dies ein Hauptgrund, die Stadt anzugreifen. Jetzt trieben sie sich lärmend in den Straßen umher, waren auch zum Theil betrunken, verübten aber gerade keine groben Excesse, und dasselbe wiederholte sich an den folgenden Tagen.

Ein paar der entstandenen Feuer konnten erst im Laufe der Nacht gelöscht werden; Saarbrücken und Sanct-Johann waren in großer Aufregung und tiefer Trauer und fürchteten, nicht mit Unrecht, wie sich leider erweisen sollte, von der nächsten Zukunft noch Schlimmeres.

Unter einzelnen Excessen der in die Stadt kommenden Franzosen mußten die Einwohner von Saarbrücken und Sanct-Johann allerdings auch leiden, so die Brauerei von Zix, wo man eine bedeutende Quantität Bier aus bloßem Uebermüthe auslaufen ließ; die Offiziere gaben sich aber alle mögliche Mühe, die Ordnung zu erhalten und solche Ausschweifungen zu verhindern, und als am folgenden Tage der General Frossard, dessen Corps hier vorgezogen war, in die Stadt kam und von dem Bürgermeister, den er deshalb befragte, solche Klagen vernahm, wurde er sehr aufgebracht und versprach, die Schuldigen, soweit sie sich ermitteln ließen, streng zu bestrafen. Er wollte auch jetzt noch gar nicht recht glauben, daß ihm nur eine so geringe Anzahl Preußen gegenübergestanden habe, und äußerte, als ihm dies auf das Bestimmteste versichert wurde, „dann wären es sehr brave Soldaten gewesen.“

Einen besonderen Vortheil ernteten die Franzosen keineswegs durch dieses Gefecht und die Einnahme Saarbrückens, denn die Maschinen und Wagen der Eisenbahn waren bereits in Sicherheit gebracht worden und zu irgendeiner Ausbeutung des Kohlenbeckens konnten sie nicht gelangen, da sich nur zu schnell für sie, wieder andere Ereignisse entwickeln sollten.

Auf dem Exercierplatze und den südlich dahinter liegenden Höhen des Spicherenberges wurden nun Schanzen aufgeworfen und mit Geschützen besetzt, woraus, wie aus dem früheren Vögern der Franzosen wohl hervorging, daß die Letzteren durchaus keine Kenntniß von der Stärke der ihnen gegenüberstehenden Truppenmacht besaßen und dieselbe bedeutend überschätzten, wurde in Pariser Blättern doch sogar behauptet, zwischen Saarbrücken und Saarlouis ständen 250,000 Preußen. Man wird dennoch solche läugerischen Privatnachrichten entschuldigen können, wenn man das offizielle Bulletin, datirt aus Metz am 2. August, liest:

„Heute um zehn Uhr Vormittags ergriffen die französischen Truppen die Offensive und überschritten die Grenze. Ungeachtet der Stärke der feindlichen Position genügten einige Bataillone, um die Saarbrücken dominirenden Höhen wegzunehmen. Unsere Artillerie verjagte rasch den Feind aus der Stadt. Die Aktion war in einer Stunde beendet. Der Ungestüm unserer Truppen war so groß, daß dieselben nur leichte Verluste erlitten. Der Kaiser und der kaiserliche Prinz wohnten der Operation bei und kehrten um vier Uhr in das Hauptquartier zurück.“

Die Pariser wurden von einem förmlichen Mause über diese perfiden Darstellungen eines großen Sieges ergriffen, während die Nachricht von der Einnahme Saarbrückens, dessen Wichtigkeit man, wie schon gesagt, vielfach überschätzte, in Deutschland eine etwas gedrückte Stimmung erzeugte, zumal bisher officiell nicht ausgesprochen werden konnte, wie schwach die Besatzung der Stadt war, wenn man dieselbe nicht einem ungestümen Angriffe des Feindes vor der Zeit preisgeben wollte. Das Blatt sollte sich indessen bald ganz gewaltig wenden.

Es möchte hier auch noch der Ort sein, zu bemerken, daß höheren Ortes beabsichtigt wurde, das kleine preußische Detachement schon früher zurückzuziehen, daß der Kommandeur Major von

Pestel — seit dem 31. Juli Oberlieutenant — aber ausdrücklich darum gebeten hatte, ihn auf diesem Ehrenposten zu belassen, mit dem Hinzufügen: „Das Benehmen der Franzosen zeigt, daß sie sich vor uns fürchten.“

Der lange Widerstand oder vielmehr das muthige Ausharren dieses kleinen Detachements hatte den dahinterstehenden großen Truppenmassen genügende Zeit gegeben, sich vollständig zu organisiren und eine Stellung einzunehmen, die sowohl die Defensiv- als die Offensiv-Vertheidigung sicherte wie die Offensiv-Vertheidigung gestattete. Man sagt, die Franzosen hätten den 15. August, den Geburtstag Napoleon's I., bestimmt gehabt, um auf der ganzen Linie angriffsweise vorzurücken; die deutschen Truppen gedachten dies indessen nicht abzuwarten.

Man wird sich erinnern, daß das Nordcorps oder die erste Armee unter Befehl des Generals von Steinmetz in dieser Gegend stand.

Gleich nach der Einnahme von Saarbrücken war von dort aus fleißig gegen diese Stadt und das rechte Saarufer zwischen Saargemünd und Saarlouis hin patrouillirt worden, was die Franzosen vollständig in Schach hielt und sie dieses Mal besonders auf ihrer Huth sein ließ; es schien, daß sie endlich in den Preußen doch ebenbürtige und zu fürchtende Gegner kennen gelernt hatten, daher wohl auch ihre eifrigen Verschanzungen.

Ohne Zweifel war es der siegreiche Vorstoß der kronprinzlichen Avantgarde bei Weißenburg am 4. August, — eine glänzende Waffenthat, deren Beschreibung wir uns einstweilen noch vorbehalten, weil wir dieses Kapitel den Ereignissen bei Saarbrücken ausschließlich gewidmet haben, — welcher General Frossard oder das kaiserliche Hauptquartier veranlaßte, sich auf die Räumung des hier bereits gewonnenen Terrains gefaßt zu machen, und dies geschah nun in einer Weise, welche vollkommen geeignet war, die Entrüstung der ganzen civilisirten Welt, insbesondere aber des im Kampfe stehenden Deutschlands zu erregen.

Am Abende des 4. August nämlich begannen die französischen Batterien auf dem Exercierplatze, nachdem die Franzosen das Eisenbahngebäude von Sanct-Johann und einzelne Häuser in Brand gesteckt hatten, die armen Städte mit Brandgeschossen zu überschießen. Kein einziger preussischer Soldat befand sich innerhalb

der Städte, allerdings streiften die Cavalleriepatrouillen dicht hinan und nahmen auch einzelne Gefangene mit; es dürfte deshalb als eine gegen das Völkerrecht, jedenfalls gegen das menschliche Gefühl arg verstoßende, rohe und grausame That betrachtet werden, daß man ohne alle Noth friedliche Bürger an Eigenthum und Leben zu beschädigen versuchte. Glücklicherweise richtete dieses, während der ganzen Nacht fortgesetzte Bombardement nicht die beabsichtigte Wirkung an; wie schwer die Städte auch litten, blieben sie doch vor vollständiger Zerstörung bewahrt; aber der Jammer und die Thränen der unschuldigen Einwohner luden sich schwer auf das Haupt der Schuldigen, und die Strafe sollte nicht lange auf sich warten lassen.

Das Steinmetz'sche Corps näherte sich jetzt rasch der Saar, Verbindung haltend mit der zweiten Armee, dem Corps des Prinzen Friedrich Carl. Die preußischen Truppen wurden nur von dem einen glühenden Wunsche beseelt, bald in das Gefecht zu kommen, um die Franzosen wieder aus Saarbrücken zu werfen. Am 5ten August erfuhren sie einerseits den Sieg des Kronprinzen, der, als die erste recht erfolgreiche Waffenthat mit Jubel aufgenommen, zur Macheiferung begeisterte, andererseits dröhnte ihnen schon der Kanonendonner von Saarbrücken entgegen und ließ keinen Zweifel über das Schicksal der unglücklichen Stadt.

„Nur vorwärts! vorwärts!“ drängten Offiziere und Soldaten, aber die wohlbedachten Dispositionen der höheren Kommandeure setzten diesem muthigen Ungestüm Schranken. Im Laufe des 5. August mußten von den Truppen des Gros noch eine gute Strecke von der Saar entfernt Bivouaks bezogen werden; die Vorposten streiften allerdings schon bis dicht an Sanct-Johann und brachten am Abende auch die Meldung, daß die Franzosen von Saarbrücken gegen Süden abgezogen seien, die Berge und ihre Verschanzungen dabei aber noch immer besetzt hielten.

Es ist der Lagerplatz eines märkischen Füsilierbataillons, auf den wir jetzt, mit Einbruch der Nacht, unsere Leser führen.

In der lektvergangenen Nacht hat ein heftiger, anhaltender Gewitterregen die Gegend und die in ihr bivouakirenden oder marschirenden Truppen förmlich überschwemmt und noch bis jetzt seine Spuren zurückgelassen; der Tag brachte dann wieder, wie gewöhnlich in dieser Zeit, arge Hitze mit sich, und der Strapazen

gab es genug zu überwinden. Man braucht indessen nur einen Blick auf die bereits seit einigen Stunden in ihrem Bivouak eingerichteten Füllkistern zu werfen, um die Ueberzeugung zu gewinnen, daß sie die mancherlei Anstrengungen und kleinen Leiden schon längst vergessen haben und sich hier so wohl befinden, wie es die Umstände nur eben gestatten. Es sind Linientruppen, junge Leute, welche ihren ersten Feldzug machen und den Feind noch gar nicht einmal gesehen haben, darunter aber auch viele ältere Reservisten, die bereits auf den Schlachtfeldern Böhmens die Feuerprobe bestanden, und der Geist, den die Letzteren von daher mitbrachten und bewahrten, hat sich auch auf die Anderen übertragen, — der junge Soldat ist kaum von dem alten zu unterscheiden; jedenfalls haben sie Alle denselben Kampfesmuth, dasselbe Bestreben, dem Nocke, den sie tragen, und der Fahne, der sie folgen, Ehre zu machen und ihre Schuldigkeit für das Vaterland zu thun, dieselbe Erbitterung gegen den übermüthigen Feind, der ihre Kraft zu verachten wagte, dieselbe energische Ausdauer und den zähen Gleichmuth Angesichts der Gefahr, welche gerade die Bewohner der Provinz Brandenburg charakterisirt, dieses mit Schönheiten und Gaben der Natur so karg bedachten Landes, auf dem die Poesie nicht blüht, das seine Kinder aber von Jugend auf in die rege, mühevolle Wirklichkeit hineinzwingt; — der Landmann ist dort an die härteste Arbeit gewöhnt, der Gewerbtreibende in den Städten hat immer äußersten Fleiß und Intelligenz zu Hülfe nehmen müssen, um das Gleichgewicht mit begünstigteren Concurrenten anderer Gegenden zu halten. Es ist eine kräftige Nation, und aus dem Bewußtsein dieser Kraft hat sie den Humor geschöpft, der in den derbsten Zügen gegen den oft niederdrückenden Ernst des Lebens ankämpft und ihn siegreich zu überwinden pflegt.

Der jetzt ziemlich klare Himmel, der eine immer dunklere Färbung annimmt, und an dem ein funkelnder Stern neben dem anderen auftaucht, nachdem die rothe Gluth im Westen über den bewaldeten Höhen erblichen ist, breitet sich über ein von den letzteren fast ganz ungeschlossenenes Wiesenthal aus. Zu einer friedlicheren Zeit würde man diese liebliche, so romantisch begrenzte Landschaft mit ihren so anmuthig verstreuten grünen Erleibüscheln, dem hindurchfließenden breiten Bache, den freundlichen, so behäbig aussehenden Bauernhäusern, die sich hier und da an die Abhänge lehnen, viel-

leicht bewundern, aber jetzt umfaßt das Auge nur das kriegerische, bewegte Bild, dem sie zum Rahmen dient.

Die preussischen Truppen führen schon längst keine Leinwandzelte mehr mit sich in das Feld, wenigstens nur ganz ausnahmsweise für besondere Zwecke; sie behelfen sich in ihren Lagern mit dem freien Himmel und etwas substanzvolleren Mitteln, wie sie gerade der Zufall an die Hand giebt, gewöhnlich mit eiligst aus Stroh und belaubten Baumzweigen gebildeten Hürden oder ganzen Hütten, welche wenigstens einigen Schutz gegen die Mißgunst von Wind und Wetter gewähren; selbst diese Fürsorge pflegt sich, von den Soldaten freiwillig dargebracht, nur auf die Offiziere zu erstrecken. Sonst begnügt man sich mit dem Stroh, das die Feldintendantur herbeigeschafft, oder man selbst in den nächsten Ortschaften requirirt hat, mit dem Tornister als Kopfkissen, dem Mantel als Decke.

Das nothwendigste Bedürfniß ist warme Speise und Getränk, und wenn es in der Nähe des Feindes die Umstände nicht verbieten, wie häufig auf den äußersten Vorposten, so sieht man alsbald, nachdem die Gewehre ordnungsmäßig in Pyramiden zusammengesetzt sind, das Lederzeug und andere Armaturstücke daran gehängt worden, einen großen Theil des bunten Völkchens an die Arbeit gehen, um die Feldküchen herzustellen. Da werden Gräben oder Böcher ausgehoben, Holz und Reisig herbeigeschleppt, Wasser geholt und die Feldkessel gefüllt, und bald zucken lustig die rothen Flammen unter den wirbelnden Rauchwolken, und in der langen Reihe von Kochgeschirren brodelt und schmort es gar lustig. Ist lebendiges Schlachtvieh geliefert worden, so vervollständigen die improvisirten Schlachtbänke noch dieses äußerst bewegte Bild.

Nun, wo es Abend geworden und die nothwendigsten Bedürfnisse des Magens befriedigt sind, thut man sich auch in anderer Weise etwas zu Gute. Die Bewohner der umliegenden Häuser haben freiwillig und gern hergegeben, was den Soldaten nur erwünscht sein und zu deren Bequemlichkeit dienen kann, Tische, Bänke, Geschirr, alles erdenkliche Hausgeräth. Es sind keine alte Bekannte, die sich hier auf beiden Seiten gefunden haben, ihre Wohnstätten liegen wohl über hundert Meilen weit voneinander entfernt, und wenn sie Alle auch dieselbe deutsche Zunge reden, so sind Dialekt und einzelne Provinzialausdrücke doch so verschieden,
9*

daß sie sich darüber nicht einmal sofort zu verständigen vermögen. Aber heute spricht aus Allen ein deutsches, ein preussisches Herz; in der Nähe des Fremden fühlen sie so recht deutlich und überzeugend ihre brüderliche Zusammengehörigkeit, wie Einer dem Andern zum Schutze und zur Hülfe verpflichtet und berufen ist, und Die aus dem fernen Osten im blauen Rocke des Königs mit den rothen Achsellappen umarmen sich im herzlichsten Einverständnisse, singend und jubelnd, mit den Männern in der einfachen Bauerntracht, von denen die Meisten zu erzählen wissen, daß auch sie selbst oder wenigstens ihre nächsten Anverwandten früher oder später bei den „Hellblauen“ ihrer Dienstpflicht genügt haben. Auch die Frauen und Mädchen scheuen sich nicht, in dem bunten Getümmel sich zu bewegen und den Landsleuten von der Spree und Oder die Hand zu drücken; sie brauchen von ihnen keine verletzenden Rohheiten zu befürchten, mit einem derben Scherze nehmen sie es nicht so genau, denn das Bivouak bildet für sie Alle ja augenblicklich ein großes heimathliches Haus, in dem die Eintracht und der Frohsinn herrschen.

Große Wachtfeuer sind angezündet worden, und die hoch emporflackernden Flammen geben ihrer nächsten Umgebung eine seltsam phantastische Beleuchtung; da blitzen und funkeln in rother Gluth die Bajonette, die Messingbeschläge der Gewehre und Helme; aus der Menge der dunkeln, sich schnell durcheinander bewegenden Gestalten leuchten die fröhlichen, frischen Gesichter plötzlich hervor und verschwinden ebenso schnell wieder; hier erschallt lauter Gesang: „Zum Rhein, zum Rhein, zum deutschen Rhein!“ oder: „Wilhelmus Rex, unser König und Herr, rief seine Soldaten allsamt in's Gewehr!“ — dort um das eine Feuer her hat sich wohl auch eine ruhige Gruppe gebildet, die etwas melancholischer anstimmt: „Vater, ich rufe Dich!“ — hier tanzen sie und lachen laut, dort unterhalten sich Zwei oder Drei ernst und flüsternd, machen vielleicht schon für den folgenden Tag untereinander ihr Testament, — da befiehlt oder schilt ein Vorgesetzter, an einer anderen Stelle wieder führen sie Komödie auf, oder der lustige Hornist, der Spasmacher der Kompagnie, hält, in den grauen Commisimantel eingehüllt, eine salbungsvolle Kapuzinerrede, die Moral im wüsten Lagerleben predigt und mit weithin schallendem Gelächter aufgenommen wird, Einer läßt den in Stroh eingewickelten

Bären tanzen, — kurz, hundert verschiedene Launen und Stimmungen werden auf die barockste Art befriedigt.

Der Zapfenstreich ist bereits verklungen, aber man nimmt es im Feldlager damit nicht so genau wie in der Garnison; hier bedarf Niemand einer Urlaubskarte nach Neun oder Zehn, gewöhnlich wird erst die Mitternachtsstunde als Grenze angenommen, über die hinaus Ruhe und Schlaf in ihre Rechte treten. Die Hornisten haben ein paar lustige Märsche und Lieder geblasen, dann einen ernstern Choral, der momentan eine viel feierlichere und tiefere Andacht erweckte wie die Orgel in der Kirche, aber mit einem solch' wehmüthigen Eindrucke darf und will der Soldat nicht schlafen gehen, — Alles hat seine Zeit, und wenn man so dicht vor dem fürchterlichsten Ernste steht, will der gesunde Humor sich doch auch noch einmal austoben.

Die Offiziere drücken ein oder beide Augen vor der strengen Disciplin zu, — jetzt wäre es in der That eine Grausamkeit, dieselbe unnöthigerweise zur Anwendung zu bringen; sie selbst haben noch gar keine Lust zum Schlafen; wer weiß auch, wie bald die schweren Fittige des ewigen Schlafes auf den Einen oder Andern, wohl auf sehr Viele sich niederbreiten werden? — und das Leben ist doch so schön, man möchte es gern bis auf die letzte Neige auskosten! —

Auch sie haben sich um ein großes, hellflackerndes Feuer versammelt, das ein Paar ihrer Diener fleißig anschüren. Bei der reinen Luft wälzt sich der Qualm, den das feuchte Holz auströmt, nicht seitwärts, sondern erhebt sich fast senkrecht über der Flamme und gestattet somit alle Theile des in einem weiten Kreise umher aufgeschichteten Strohlagers, das gegen die Windseite noch durch von Reißig geflochtene Blenden geschützt wird, einzunehmen.

Einige zwanzig Männer, welche dieselbe Uniform sowie der vertrauliche persönliche Umgang als die innigst verbundenen Kameraden, die Offiziere eines Truppenkörpers kennzeichnet, haben sich in allen erdenklichen Stellungen hier gelagert; nur das in die militairischen Verhältnisse genau eingeweihte Auge vermag die silbernen Chargenabzeichen auf den Schultern zu unterscheiden, — es ist so warm, daß Wenige erst die Mäntel übergeworfen haben, — zwischen den härtigen Gesichtern der Längergebienten sieht man

aber auch manches noch recht jugendliche Antlitz, das wohl zum ersten Male in den schweren Ernst des militairischen Berufes hineinblickt.

Indessen dürfte man bei den Letzteren gerade die ungetrübteste Heiterkeit finden; das jugendfrische Blut fließt am schnellsten durch die Adern und nährt eine weit über die Schranken, welche die gepriifte Lebenserfahrung setzt, hinausfliegende Phantasie, die nur von glänzenden Zukunftsbildern, von Ruhm und Auszeichnung, träumt, ohne das mit Leichen bedeckte Kampffeld mehr als eines süchtigen Blickes zu würdigen.

Die jungen Herren sind jedenfalls am lautesten in ihren Scherzen und die älteren weit davon entfernt, ihnen darüber böse zu sein; in das fröhliche Lachen, den hellen Gläserklang mischt sich bei Letzteren doch eine Erinnerung an Frau und Kind, die daheim zurückgeblieben sind, an liebe Kameraden, in deren Gesellschaft sie vor einer Reihe von Jahren ebenso gelagert haben, und die nun längst unter der Erde Schlesiens oder Böhmens ruhen, mit dem letzten Athemzuge den Schwur bekräftigend, der die große Gemeinschaft der preussischen Armee so innig zusammenhält und sie zu den glänzendsten Thaten führt, den Schwur der Treue für König und Vaterland.

„Es lebe der König! — Das neue Deutschland Hoch! das alte Preußen Hoch! — Das letzte Glas auf den unvergänglichen Ruhm der Armee, die mehr als hundert strahlende Siegesnamen auf ihre zerfetzten, von Kugeln durchlöcherten Fahnen geschrieben hat und, jetzt einer neuen Feuerprobe entgegengeführt, vielleicht schon morgen einen neuen dazu verzeichnen wird! — Das gebe Gott! — Und nun Gute Nacht, Kameraden! Gesunden Schlaf, gute Träume und fröhliches Erwachen!“

Sie drücken sich die Hände und gehen in kleinen Gruppen zu Zweien oder Dreien nach den Lagerplätzen, die sie sich in der unmittelbaren Nähe ihrer Kompagnien hergerichtet haben. Das große Wachtfeuer, um das sich nun Niemand mehr bekümmert, sinkt allmählig zusammen und läßt nur einen glühenden Aschenhaufen übrig; im ganzen Lager ist es still und finster geworden, ein Feuer nach dem anderen erloschen oder wenigstens nur noch schwach und lässig genährt von den Wenigen, welche entweder nicht schlafen dürfen oder können; der Mond, dessen mehr als halb gefüllte Sichel eine

Weile durch die weißen Wolken schien, ist bereits untergegangen, und die letzteren sind dunkel geworden und haben sich verdichtet; ein kühler, feuchter Luftzug streift über das Thal, und schon beginnt sich über dem Wiesengrunde der Morgennebel zu sammeln.

Die Gäste haben längst das Lager verlassen, die Soldaten liegen unbeweglich, meistens laut schnarchend, reihenweise auf dem Siroh hinter ihren Gewehren, — zuweilen stößt im Traume Einer halb unverständliche Worte aus. Die meisten träumen gewiß von der Heimath, wäre es das traute Familienhaus mit ihren Lieben oder auch nur die Kaserne in der Garnison, in der sie ebenso viel frohe wie schwere Stunden verlebt haben. Auch die Pferde der Offiziere und der hinter der Front aufgefahrenen Trainwagen ruhen, theils liegend, theils im Stehen schlafend; selten klirren sie mit den Halfterketten oder wiehern so vorsichtig, als ob sie die vielen Schläfer zu stören fürchteten. Zuweilen schlägt auch ein Hund in den weiterab liegenden Häusern an, wenn eine Patrouille vorüberkommt.

Die Franzosen mögen nur anrücken, was sich freilich jetzt nicht erwarten läßt! — Sie würden sich sehr täuschen, wenn sie sich einbildeten, das Bivouak überrumpeln zu können; die Vorposten, Feldwachen und Bedetten sind auf ihrer Huth; es bedarf nur einiger Schüsse und des Hornsignales, um in Zeit von einer oder zwei Minuten die ganze ruhende Masse kampfbereit unter dem Gewehre stehen zu lassen.

Draußen ist es vorher viel ruhiger zugegangen wie im Lager, denn dort mußte man Augen und Ohren nach der Richtung, in welcher der Feind steht, offen behalten; auf den Feldwachen erlaubte man sich nur eine halblaute Unterhaltung, die Posten und Patrouillen flüsternten höchstens oder riefen eintönig an, wenn ihnen etwas Besonderes aufstieß.

Hinter einem der vorerwähnten Erlensbüsche, wo sich das Thal gegen Westen hin weiter öffnet und in unmittelbarer Nähe die große Landstraße vorbeiführt, liegt auch eine solche Feldwache. Auf der Straße hat sie einen Doppelposten ausgestellt; die vor Kurzem zurückgekommene Postenablösung darf unmittelbar bei ihren Gewehren schlafen, die übrigen Leute sitzen beisammen auf dem Abhange einer kleinen Bodenerhöhung und führen eine schläfrige, leise Unterhaltung; ein Feuer anzuzünden, war nicht erlaubt gewesen.

Der kommandirende Offizier, der im Bewußtsein seiner großen Verantwortlichkeit kein Auge geschlossen hat und auf der einsamen Wache keinen für seine Stellung und seinen Bildungsgrad passenden vertraulichen Verkehr eröffnen konnte, geht langsam zwischen dem Lagerplatze und der Landstraße auf und nieder; jedesmal wenn er die letztere erreicht hat, bleibt er ein Weilchen stehen und hilft seinen Posten, aufmerksam über die dunkeln Felder nach den bewaldeten Höhen zur Seite, die natürlich auch besetzt sind, hinaufzuspähen; Alles liegt in tiefster Ruhe, — man sollte es für einen Traum halten, daß man sich dem Feinde so nahe gegenüber befindet.

Wenn er dann wieder umgekehrt und gewiß sein kann, von Niemandem beobachtet zu werden, nimmt er wiederholentlich sein Taschenbuch hervor und daraus eine Schleife von blauem Seidenbande und betrachtet dieselbe lange; man könnte dies für ein Spiel der Langeweile halten, wenn er sie nicht zuweilen so inbrünstig an seine Lippen drückte und jedesmal leise seufzte, ehe er sie wieder fortsteckt; das kleine Band muß ihm doch wohl viel werth sein und in der nächtlichen Stille und Einsamkeit Bilder vor sein geistiges Auge zaubern, mit denen seine jetzige Umgebung wenig gemein hat.

Daß man in diesem Offizier und Befehlshaber der Feldwache Carl Bornemann vor sich hat, wird man wohl nicht mehr bezweifeln, wie die Dunkelheit auch verhindern mag, seine Gesichtszüge deutlich zu unterscheiden.

Was er zwischen der Nacht seines Abschiedes von Hause und der heutigen erlebt hat, ist nicht weiter erzählenswerth. Seiner Ordre gemäß traf er bei dem ihn bestimmten Bataillon ein und fand dasselbe bereits im Begriffe, in das Feld zu rücken. Einem Theile der Offiziere war er noch recht gut bekannt, und sie empfingen ihn mit freundschaftlicher Herzlichkeit; auch den Uebrigen, welchen er unbekannt gewesen, trat er bald in vertraulicheren kameradschaftlichen Beziehungen nahe; das findet sich auf dem Marsche und im Felde noch leichter wie in der Garnison. In seine dienstliche Stellung fand er sich schnell wieder hinein.

Schon wenige Tage nach seiner Ankunft, in den letzten des Juli, begann der Transport des ganzen Armeecorps auf den Eisenbahnen in die Gegend von Trier, woselbst sich immer größere

Truppenmassen anhäufsten und Kantonnementsquartiere bezogen, um dann sofort nach kurzer Erholung wieder zu Fuß die Märsche anzutreten, welche sie auf ihre in der Disposition des Armeekommandanten bezeichneten Plätze bringen sollten. Seitdem war es dem Bataillon, bei dem Carl Bornemann stand, nicht anders ergangen wie den meisten übrigen Truppen; es hatte die anstrengendsten Touren zurückgelegt und kein anderes Quartier als Bivouaks unter freiem Himmel wieder gefunden.

Carl hatte noch keinen Brief aus dem elterlichen Hause erhalten, er selbst nur vor seiner Abreise aus der Garnison und nachher aus der Gegend von Trier geschrieben, daß er sich für seine Person wohl befinde; weitere Mittheilungen durfte er nicht machen, da Offizieren und Soldaten auf das Strengste alle Aeußerungen über ihre Märsche und die Dislokationen der anderen Truppen verboten worden waren, und bei diesen in das nothwendige Geheimniß gehüllten Anordnungen und der soeben erst stattfindenden Einrichtung der Feldposten läßt es sich wohl leicht denken, auf welche Hindernisse der Verkehr zwischen den in das Feld gerückten Truppen und deren so weit entfernten Angehörigen stieß.

Carl wußte also noch nicht einmal, ob sich sein Bruder noch zu Hause befinde, oder ob er ihn vielleicht nächstens an seiner Seite auf dem Kriegsschauplatze haben würde; er wünschte das Letztere, was allerdings nur ein sehr günstiger Zufall herbeizuführen vermochte, recht dringend, sowohl um die sichersten Nachrichten von Hause zu bekommen, als den jungen Menschen, der zum ersten Male selbstständig in das Leben treten sollte, unter Augen zu behalten und ihm mit brüderlichem Rathe und Schutze zur Seite zu stehn.

Aber weder Edmund persönlich, noch Briefe von Hause konnten ihm Auskunft über eine Andere geben, über die er so gern nur ein einziges Wort gehört haben würde; er durfte ja nicht einmal wagen, nach ihr zu fragen. Eine schwache Hoffnung, auf die er sich allein stützen konnte, war auf eine Vermittelung gebaut, die er selbst gar nicht in Anspruch nehmen konnte, sie mußte ihm gewissermaßen aufgedrungen werden und blieb dann immer noch sehr peinlich. Dies wäre nämlich durch die Briefe gewesen, die Rose Franke an ihren Bruder schreiben würde; das Mädchen war wohl schlau und in ihrer Weise auch zartfühlend genug, um, wenn sie

Carl Bornemann eine Nachricht geben wollte, dieselbe so einzukleiden, daß der ehrliche Jacob gar nicht einmal merken konnte, was eigentlich dahintersteckte.

Wenn man an Hoffnungen karg ist, nimmt man mit der ersten besten Vorliebe; so konnte sich Carl auch nur an diese einzige, wieviel daran auch anzusetzen blieb, halten, und gewiß lag darin auch kein unwichtiger Grund, daß er wirklich den Füsilier Jacob Franke als Burschen für sich erbeten und erhalten hatte.

Der junge Mensch selbst, ein sehr ordentlicher Soldat, war ganz glücklich darüber; hatte er für den Sohn des Dienstherrn seines alten Vaters schon sowieso eine achtungsvolle Anhänglichkeit, so verwandelte sich dieselbe in eine wahre dankbare Hingebung, seitdem der ihm vorgesetzte Offizier sich zum Boten der Grüße Jenes und der Schwester gemacht und ihn unter allen seinen Kameraden bevorzugt hatte; man konnte von Jacob Franke ohne alle Uebertreibung sagen, daß er bereit war, für seinen Lieutenant durch das Feuer zu gehen.

Einen sorgfameren und aufmerksameren Diener, dem seine Gewandtheit als Berliner Kind übrigens noch zu Hülfe kam, hätte Carl auch gar nicht zu finden vermocht; das hatte sich in der kurzen Zeit seit dem Abmarsche aus der Garnison schon vielfach erwiesen, und die Kameraden beneideten den Lieutenant bereits förmlich um den intelligenten Burschen. Auch jetzt war derselbe, versteckt hinter einem dichten Busche kauern, gerade wieder dabei, vermittelst einer kleinen Spirituslampe, die er irgendwo unterwegs aufgetrieben hatte, für seinen Herrn den Morgenkaffee zu brauen, was der Letztere, hätte er es nur geahnt, gewiß gar nicht zugegeben haben würde, um vor den Füsiliern, denen das Anziünden von Feuer verboten war, Nichts voranzuhaben. Gegen geschehene Dinge — so kalkülirte wenigstens der brave Jacob — läßt sich indessen Nichts mehr einwenden, und ein Schluck warmen Kaffees nach einer durchwachten, immerhin kühlen Nacht ist eine Wohlthat, die man nicht gern von der Hand weist, wenn man sie einmal vor sich hat; die Andern brauchten ja davon Nichts zu wissen, damit ihnen der Mund nicht danach wässere.

Der Lieutenant wurde in seiner Wanderung auch erst durch den Burschen gestört, der sich ihm verlegen näherte und ankündigte, daß das Frühstück bereit sei. Der Morgen graute auch schon;

es war noch kühler geworden wie bisher, der Nebel noch dichter; man zog unwillkürlich, selbst die Schläfer, den Mantel fester um sich und schüttelte sich im Froste. Das Erwachen auf einem Bivouakplatze ist keine angenehme Empfindung, hat man die ganze Nacht gar durchwacht, so fühlt auch die kräftigste Natur eine Anwandlung von Schwäche.

Der Lieutenant schalt ein wenig auf den allzu fürsorglichen Burschen, aber er meinte es im Grunde seines Herzens nicht böse damit und zog sich hinter das Gebüsch an den gedeckten Frühstückstisch zurück, das will sagen: er ließ sich auf den feuchten Boden nieder neben dem Tornister, auf welchem das blecherne Kochgeschirr mit dem rauchenden Getränke und eine tüchtige Schnitte groben Brotes servirt waren. Der ehrliche Jacob blieb, vergnügt lächelnd und sich die Hände reibend, daneben stehen und war sehr glücklich, in eine kleine Unterhaltung gezogen zu werden, die sich anfänglich darauf beschränkte, daß er berichten mußte, woher er seine Schätze genommen habe.

Carl Bornemann mußte doch über dieses Frühstück lächeln, indem er sich der häuslichen Bequemlichkeiten in Berlin erinnerte, aber auch eine gewisse Wehmuth kam damit über ihn; es drängte ihn, den Erinnerungen an die Heimath einige Worte zu geben, und er fühlte sich eigentlich glücklich, daß Jacob Franke doch auch mit den dortigen Verhältnissen vertraut war. Er sprach zu ihm von seinem Vater und der Schwester Rose, und wie dem sonst so munteren Burschen darüber die Thränen in die Augen kamen, bildete er sich fast ein, er habe einen alten, treuen Freund neben sich. Er nöthigte ihn, sich ihm gegenüber niederzusetzen, und mußte ihn beinahe zwingen, den Rest des Frühstücks anzunehmen.

So vieler Güte seines Vorgesetzten gegenüber trat auch Jacob das Herz auf die Lippen.

„Sie sagen Alle, es werde heute wohl losgehn,“ meinte er, — „und wir dazu kommen, uns mit den Franzosen herumzupfeffern. Na, das wäre auch ganz gut, aber man kann doch immer nicht wissen, wie es ausläuft.“

„Nun, Jacob, Du fürchtest Dich doch nicht gar davor?“ fragte der Lieutenant lächelnd.

„Ich mir fürchten, Herr Lieutenant? — Da wäre ich doch wahrhaftig kein geborener Berliner Kind! — Daß wir die Noth-

hosen ausklopfen und nach Paris kommen, ist schon ganz gewiß, — denn warum? — weil ich mir sonst in Berlin nicht mehr sehen lassen möchte. Einen ordentlichen Einzug wie Anno 66 müssen wir nachher doch auch haben; damals war ich noch ein dummer Junge und saß auf einem Baume unter den Linden. Aber Alle kommen wir nicht zurück, — das ist gewiß!”

„Wenigstens sehr wahrscheinlich. Was willst Du damit aber eigentlich sagen?”

„Eigentlich blos, Herr Lieutenant, daß Sie es nicht übel aufnehmen möchten, wenn ich Ihnen um eine kleine Commission, bei allem schuldigen Respekte, ersuchte. Als Sie mir das Packet von der Rose gaben, faßte ich gleich ein so ungeheures Vertrauen zu Ihnen, und wenn ich nun heute oder morgen todtgeschossen werden sollte, was ja doch immer sein kann, so möchte ich mir wenigstens nicht undankbar gegen die Rose erzeigen und das schöne Fräulein von der Frau Präsidentin, das mir die fünf Thaler geschickt hat.“

Carl hatte auf das Geschwätz des „Berliner Kindes“ bisher eigentlich nur mechanisch geachtet, denn seine Gedanken waren gerade wieder bei Marie von Dollenbeck; als er ihrer selbst nun aber erwähnen hörte, fuhr er förmlich zusammen und war ganz Ohr geworden.

„Darum“, erzählte der Füsilier, verlegen zu Boden blickend, weiter, — „habe ich an die Rose geschrieben und auch an das Fräulein, schon im Kantonnement bei Trier, Herr Lieutenant, wo es noch Papier und Dinte gab, und weiß nun blos nicht, wie ich ihnen die Briefe sicher schicken soll, denn von der Feldpost habe ich noch Nichts gesehen. Wenn Sie nun wieder so gütig sein wollten, falls mir etwas Menschliches passirte, die Briefe an sich zu nehmen —“

Jacob Franke hatte schon allmählig Mantel und Waffenrock aufgeknöpft und zog langsam ein sauber gehaltenes Papier hervor, in das unzweifelhaft die beiden Schreiben eingewickelt waren.

Diese im Voraus bedachte testamentarische Verfügung des Soldaten, der Angesichts des Todes noch der Pflicht der Dankbarkeit zu genügen so ängstlich bemüht war, hatte für Carl Bornemann um so mehr etwas tief Ergreifendes, als ihm selbst vorher schon die Sorge gekommen war, in wessen Hand die blaue Schleife gerathen möge, falls auch „ihm etwas Menschliches begegnen“ sollte.

Er hatte keinen Abschiedsbrief an die Seinigen geschrieben und würde dies auch unmittelbar vor einer sicher bevorstehenden Schlacht, wovon jetzt noch nicht die Rede gewesen war, nicht gethan haben, weil er zweifeln mußte, ob ein solcher Brief auch an die richtige Adresse gelangen würde; so besonnen, wie er immer war, hatte er überlegt, daß ein solches Schreiben, das man einem bestimmungslosen Schwerverwundeten abnehmen und weiter befördern konnte, nur das traurigste Mißverständniß herbeiführen müsse; den schlimmsten Fall erfuhren seine Angehörigen ja immer früher oder später auf officiellm Wege. Wohl, wenn das Schicksal es einmal so fügen sollte, hätte er gern einige Abschiedsworte in die Hand Marien's von Dollenbeck gelegt, ein Geständniß, das, von einem bereits Todten ausgehend, nicht mehr beleidigen konnte, aber allen möglichen Zufällen mochte er dasselbe doch nicht preisgeben.

Jetzt erinnerte ihn die Bitte des Füsiliers recht lebhaft daran, daß jede Stunde allen Plänen und Wünschen seines Herzens ein unwiderrufliches Halt gebieten könne, und ängstlich fragte er sich, ob er nicht um jeden Preis dafür sorgen müsse, daß Marie von Dollenbeck einen letzten Abschiedsgruß von ihm erhalte.

„Die französischen Kugeln können mich ebenso gut treffen wie Dich, lieber Jacob“, antwortete er Jenem, die Annahme der Briefe mit der Hand abwehrend, — „Du würdest deshalb an mir wohl einen sehr unzuverlässigen Commissionair haben. Dein Wunsch, mein wackerer Junge, ehrt aber Dein Herz, und ich verspreche Dir, ihn ganz gewiß zu erfüllen, wenn uns das Schicksal in die Lage, welche Du annimmst, versetzen sollte, was Gott verhüte; ich würde dann die Briefe an mich nehmen und als ein heiliges Vermächtniß betrachten; — Hier hast Du meine Hand darauf! — Wenn es aber anders kommen sollte, wie ich soeben andeutete, so erwarte ich auch von Dir, daß Du, wenn irgend möglich, diese Brieftasche, die ich hier auf der Brust trage, nicht in die Hände roher Feinde fallen lässest; Du wirst sie mir dann abnehmen und an meinen Vater schicken, — Aber“, setzte er zögernd hinzu und kaum weniger verlegen wie Jacob Franke, der seine Briefe mit einem zufriedenen Nicken nun wieder eingesteckt hatte, vorher gewesen war, — „Du würdest dann in dieser Brieftasche eine blaue Baudschleife finden, mit der es eine eigene Verwandniß hat, —

und da Deine Schwester Rose wohl so Etwas darinn weiß, würdest Du mir einen Gefallen thun, sie gerade ihr zukommen zu lassen.“

Der Bursche sah ihn groß und fragend an. Der Auftrag ging ein wenig über seinen Horizont, und die sichtliche Verlegenheit des Lieutenants mochte ihm ganz eigene Vermuthungen in den Sinn bringen; dennoch erwiderte er:

„Wie der Herr Lieutenant befehlen, — Sie können sich ganz auf mich verlassen. Der Herr Lieutenant haben mich nicht wie einen gemeinen Soldaten behandelt, sondern beinahe wie einen Bruder, — bitte, daß Sie's nicht übelnehmen, wenn ich mich so frei ausdrücke, — und wenn ich für Sie in den Tod gehn könnte —“

Rasch herankommendes Pferdegetrappel unterbrach diese Unterhaltung, die eine so ungewöhnlich vertrauliche Färbung zwischen zwei eigentlich doch durch die äußeren Verhältnisse so weit voneinander geschiedenen Personen angenommen hatte. Die Dienstpflicht ließ sogleich alles Andere vergessen; Carl Bornemann sprang auf, Jacob folgte seinem Beispiele, und bei der Feldwache war es auch schon lebendig geworden.

Ein feindlicher Ueberfall war gerade nicht zu befürchten, denn die Reiter, anscheinend eine größere Zahl, trabten auf der Landstraße von der Seite heran, auf welcher die preussischen Truppen lagerten, aber auch die Freunde sollten die Feldwache in guter Ordnung finden.

Der Offizier ließ seine Mannschaft in das Gewehr treten, ehe noch die Posten anriefen, dann ging er selbst auf die Straße zu.

Es war eine Abtheilung preussischer Husaren, etwa zwanzig Pferde stark, geführt von einem Offizier.

Der Letztere, der ein Weilchen halten ließ, um sich vorschriftsmäßig zu legitimiren, begrüßte sich artig mit dem Kameraden und theilte demselben mit, es liege zweifellos in den höheren Intentionen sofort einen Offensivstoß gegen Saarbrücken zu unternehmen; die Cavallerie sei schon überall im Sattel, die Infanterie und Artillerie begännen sich in Marsch zu setzen; er bilde mit seinem Detachement auf dieser Straße die äußerste Spitze und sei geradenwegs auf Sanct-Johann dirigirt, die ganze Avantgarde werde bald nachfolgen.

Die Reiter setzten alsbald im Trabe ihren Weg fort; sobald sie die Feldwache passirt hatten, löste sich etwa die Hälfte von ihnen

in kleine Patrouillen auf, die mit auf der Lenke gesetztem Karabiner vorwärts nach rechts und links sprengten.

Schon wenige Minuten später folgte eine größere Kavallerieabtheilung ebenso rasch; dann sprengte ein Adjutant herbei; die Feldwache sollte ihre Posten einziehen, unmittelbar an der Straße abkochen und frühstücken, wenn ihr dazu noch die Zeit bliebe, und abwarten, bis ihr Bataillon vorüberkommen würde, um sich demselben anzuschließen.

„Wir greifen Saarbrücken an“, setzte der Adjutant hinzu; — „die Franzosen sollen dort am längsten die Herren auf deutschem Boden gespielt haben; die Aktion wird bedeutend und lebhaft werden.“

Damit war er wieder verschwunden, und die augenscheinlichen Thatsachen begannen nun genügend zu sprechen.

Lange Kolonnen von Infanterie, verschiedene Bataillone und Regimenter, dazwischen wieder Batterien, zogen auf der Straße vorüber, ganze Schwadronen trabten seitwärts über die Felber. Die Soldaten sangen und lachten laut; die empfindliche, nasse Kühle des Frühmorgens machte ihnen nicht die mindeste Beschwerde, sie dachten nur an den heißen Tag, den sie vor sich hatten. Es war ein seltsames, lebhaft ergreifendes Bild, diese dichten dunkeln Truppenmassen, die so frisch und wohlgenuth dem Tode entgegenzogen, die blinkenden Waffen schwach beleuchtet vom ersten dämmernden Tageslichte.

Wir verlassen nun einstweilen die kleine Feldwache und wenden uns der Schilderung des großen Tagesereignisses zu. Es ist der 6. August, ein Datum, das in der Geschichte der preussischen Armee und ihrer glorreichen Waffenthaten immer einen ehrenvollen Platz einnehmen wird. —

In den Schwesterstädten Saarbrücken und Sanct-Johann herrschte an diesem Morgen besonders eine bange Spannung; die Franzosen standen noch in ihren Verschanzungen auf den Höhen und hielten ihre Geschütze auf die Städte gerichtet, von der anderen Seite her kamen die preussischen Patrouillen so nahe, daß sie mit den Bewohnern der Vorstadt in Verkehr treten konnten, und versicherten, daß die Thyrigen schon im Begriffe seien, anzurücken; Alles deutete darauf hin, daß die Städte wieder der Schauplatz eines hitzigen Gefechtes werden sollten.

Schon im Laufe des 5ten war der Sieg des Kronprinzen bei Weißenburg bekannt geworden und hatte glückliche Hoffnungen bei den Schwergepriüften erweckt, denen man aber noch nicht einen lauten Ausbruch gestatten durfte, weil die Franzosen noch immer die Straßen der Stadt durchzogen. Auf den Höhen, wo sie ihre Zeltlager hinter den Verhauen aufgeschlagen hatten, formirten sie sich in großen Infanteriemassen, es wurde dort viel gelärmt, getrommelt und Signale gegeben, nachher die Zelte abgebrochen, und man mußte annehmen, sie beabsichtigten, gegen Norden abziehend, sich gegen das Dorf Gersweiler am linken Saarufer zu wenden, das bereits von preußischen Truppen besetzt worden war. Die Nacht brachte ein starkes Gewitter; preußische Patrouillen kamen bis in die Städte hinein, aus denen die Franzosen sich jetzt gänzlich zurückgezogen hatten.

Wir führen eine kurze Stelle aus der Saarbrückener Zeitung an, deren Berichterstatter ja an Ort und Stelle am besten zu beobachten vermochte:

„Die Nacht verlief ohne die geringste Störung, und als heute in der Frühe unsere Einwohnerschaft auf die noch vor wenigen Stunden von dem Feinde besetzten Plätze kam, waren sie von Franzosen leer, voll aber von Utensilien, die sie in der Eile zurücklassen mußten. Rappis, Patrontaschen, Epaulettes, Militairabzeichen und Effekten aller Art lagen in Unzahl da, aber auch ein lebender Franzose war in der Nähe des Exerzierplatzes zu erblicken, der vermuthlich im Rausch die Abreise verschlafen hatte. Als unsere Jungen ausriefen: „Da ist noch Einer!“ riß er aus, die Hosen im Stiche lassend. In manchen Rappis fand man gedruckte und geschriebene Zettel, Gebete gegen Verwunden mit der Ueberschrift: Deo gratias! und der im Texte ausgesprochenen Gewißheit des Sieges über die „kezerischen Preußen“. Dies stimmte auch mit der Frage, die im Laufe der Unterhaltung ein Franzose bei einer hiesigen angesehenen Familie gestellt hat; er bat um etwas Speise, und als er sie freundlich erhielt und bemerkte, daß man mit seinem verkümmerten Aussehen Mitleid empfand, äußerte er sein Vertrauen zu den Siegen der Franzosen mit den Worten: „Le bon dieu nous aidera!“ Und als ihm erwidert ward, daß man auch hier in Preußen hoffe, daß der „gute Gott uns helfen werde“, frug er ganz naiv, ob man denn auch an Gott glaube. — — Der

Zubel in den Straßen unserer Stadt nimmt kein Ende; größere und kleinere Abtheilungen Alanen, Kürassiere, Husaren und Dragoner ziehen ab und zu, vom Publikum lebhaft und gastfreundlich empfangen."

Die Zeitung berichtet nun über die bereits von uns erwähnten Zerstörungen durch Feuer und Kugeln am Eisenbahngebäude, und wie auch die schöne Besitzung des Kaufmanns Müller, in südwestlicher Richtung von der Stadt gelegen, das aus dem grauen Alterthum herrührende „Deutschherrenhaus“ mit seiner gothischen Kirche in hellen Flammen gestanden, und schließt dann:

„Die Verluste und Zerstörungen auch an anderem Eigenthum sind groß, und manche liefern den sprechenden Beweis, daß die Feinde gut bedient und benachrichtigt waren; und wahrlich, wir gestehen es offen, daß uns das Gesindel, die mehr als Wassermann'schen Gestalten und die Spione im Frauenrock, welche seit dem Einzug der Franzosen sich hier herumtrieben, noch widerlicher waren als die feindlichen Truppen, welche dem unerbittlichen Kriegsgelot folgten, während in den Augen der ersteren oft noch mehr als Plünderung zu lesen war.“ —

Vormittags elf Uhr rückten die ersten geschlossenen Infanteriekolonnen der Preußen, theils zu Fuß herangekommen, theils auf der Bahn befördert, in Sanct-Johann ein und wurden von den auf den Straßen versammelten Einwohnern mit lautem Jubel begrüßt. Sie gehörten der 14. Division, unter Befehl General von Kameke's, an und bestanden aus elf Bataillonen, begleitet von vier Batterien und dem Düsseldorf'schen Husarenregimente. Ohne Verzug gingen sie über die Saarbrücke, durch die Stadt am linken Ufer und entwickelten sich auf den Höhen dahinter in langer Linie zum Gefechte, das sogleich in voller Hestigkeit entbrannte.

Die französische Artillerie feuerte aus ihren gedeckten Stellungen Schuß auf Schuß, und die Granaten schlugen wieder dicht bei der Stadt ein; die preußischen Batterien blieben ihr Nichts schuldig. Im Thale vor dem Spicherenberge, über das sich dichte Rauchwolken hinwälzten, wogte das Infanteriegefecht, und da die preußischen Kräfte denen des Gegners nicht gewachsen waren und sich sehr weit ausdehnen mußten, vermochten sie, trotz aller aufgebotenen Energie, nicht recht weit vorzudringen.

So stand der Kampf gewissermaßen bis gegen drei Uhr Nach-

mittags, als zuerst das 40. Regiment und einige Bataillone vom dritten Armeecorps und der sechszehnten Division eintrafen und nun der Commandirende des 8. Armeecorps, General von Goben, den Befehl übernahm.

Die frischen Truppen wurden gegen den rechten Flügel des Feindes dirigirt, den Wald östlich vom Spichereuberge, aus dem sie mit einem furchtbaren Schnellfeuer empfangen wurden; die Franzosen wehrten sich hier tapfer, mußten aber doch bald zurückweichen, und nun begann die Erstürmung der Höhen, die ungemein schwierig war und entsetzlich viel Opfer kostete. Die ohnehin steilen Abhänge waren durch den Feind in den letzten Tagen noch unwegbarer gemacht und besetzt worden, sie wurden von zahlreicher Artillerie, der preussischen weit überlegen, und darunter auch den Mitrailleusen, die sich wieder nicht gehörig bewährten, gekrönt; außerdem warfen die Franzosen immer wieder neue Infanterieverstärkungen in das Gefecht. Stundenlang wurde hier gekämpft; immer wieder warf die Uebermacht die Preußen zurück, und immer wieder stürmten sie mit ihren begeisterten Hurrahs vorwärts, einen Heldenmuth und eine Ausdauer an den Tag legend, wie sie die Kriegsgeschichte bis in die älteste Zeit hinein selten aufzuweisen hat.

Solchen Gegnern war nicht zu widerstehn; die Franzosen warteten gerade nur so lange, bis sie denselben auf dem Rande der Höhen in das Auge sehen konnten, dann flohen sie in wilder Unordnung zurück. Andere Kolonnen von ihnen rückten vor, um den wichtigen Punkt wiederzunehmen, aber schon war daselbst eine preussische Batterie aufgefahren, die diese Versuche scheitern ließ.

Sie griffen auch von den Höhen herab den linken Flügel an, drängten ihn eine Strecke zurück, vermochten ihn aber nicht vollständig zu werfen.

Der rechte preussische Flügel, fünf westphälische Bataillone, war in heißem Kampfe bis zu dem Grenzdorfe Stiering vorgebrungen; er mußte der Uebermacht weichen, und erst später, als die Dunkelheit schon einbrach, gelang es ihm, geführt von General von Rameke, den Ort wiederzunehmen.

Noch einmal machten die Franzosen, fast ihre ganze Artillerie zusammennemend, den Versuch, das preussische Centrum zu zerschmettern; die preussische Artillerie wies sie zurück, und damit war auch die Schlacht entschieden. Schon breitete sich die Nacht

über das Schlachtfeld aus, und nirgends hielt der Feind mehr Stand; durch eine sehr starke, aber unschädliche Kanonade seiner Artillerie gedeckt, zog er sich gegen Forbach zurück und schlug seine Bivouaks südlich von diesem Städtchen bis nach dem Dorfe Kerbach hin auf.

Die 13te Division hatte den linken Flügel des Feindes über Böllingen zu umgehen gesucht, gelangte auch bis in die Nähe von Forbach, wo es zu einem kleinen Gefechte kam, aber bereits dunkelte es so stark, daß dasselbe fortzusetzen nicht gerathen erschien. Am späten Abende war General von Steinmetz selbst eingetroffen und hatte den Oberbefehl übernommen.

Alle preussischen Truppen bivouakirten da, wo sie beim Abbruche des Kampfes gerade gestanden hatten, und bildeten so auf den Höhen dem Feinde gegenüber eine starke, immer wieder gefechtsbereite Linie. Die Franzosen dachten indessen nicht an einen abermaligen Angriff; wenn auch während der Nacht noch kleine Patrouillenplänkeleien vorkamen, so erwies sich bald, daß sie vollständig entmuthigt waren.

An diesem Tage waren sie offenbar in der Uebersahl gewesen, 39 Bataillone gegen 27, hatten Stellungen innegehabt, die natürlich und künstlich besetzt, sie selbst für unerstürmbar gehalten, ihre Waffen übertrafen noch die des Gegners, und dennoch hatten sie eine vollständige Niederlage erlitten, ein Zeltlager und viel Gepäck eingebüßt, acht Offiziere und gegen achthundert Gefangene in den Händen der Preußen zurückgelassen. Wer konnte augenblicklich die Todten und Verwundeten zählen?

Die Verluste an den Letzteren waren auf beiden Seiten ungleich groß. Es liegt in der Natur der Sache, daß die Preußen beim Anstürme mehr einbüßten wie ihre gedeckt stehenden Gegner; erst bei der Verfolgung der Letzteren stellte sich wieder einigermaßen ein Ausgleich her. Der Commandeur der 27ten Infanteriebrigade, Generalmajor von Francois, wurde unter die Todten gezählt, wie mehrere andere Stabsoffiziere; das Offiziercorps hatte besonders viel gelitten. Ein Regiment verlor seine sämtlichen Stabsoffiziere, mehrere Compagnien hatten gar keine Offiziere mehr und mußten von Feldwebeln und Unteroffizieren geführt werden.

Nach der Versicherung glaubwürdigster Zeugen kämpften die

Franzosen auch nicht immer auf die ehrlichste Weise; es kam vor, daß Einzelne sich verwundet oder todt stellten und sich dann in Rücken der vordringenden Preußen wieder erhoben und auf dieselben feuerten, daß ganze Abtheilungen mit erhobenen Gewehren um Pardon baten und dann auf die sich vertrauensvoll Nähern eine Salve gaben; es versteht sich von selbst, daß solch elendes, unsoldatisches Wesen auf der Stelle unnachsichtlich bestraft wurde.

Weithin lag das in Dunkel gehüllte Schlachtfeld mit Todten und Verwundeten bedeckt, und gerade in diesem waldigen Terrain war es ungemein erschwert, den Letzteren Hülfe zu bringen, obwohl in dieser Beziehung gewiß Nichts versäumt wurde. Wir behalten uns vor, den Jammer eines solchen Schlachtfeldes nach dem Kampfe noch an einer anderen Stelle zu schildern, und lenken den Blick unserer Leser jetzt nur auf eine Scene, die in dem großen Bilde, das derselben ähnliche zu Tausenden umfaßt, fast verschwindet.

Deftlich vom Spicherenberge, wo die tapferen Brandenburger Bataillone in den Wald stürmten und so viel zur Entscheidung des Tages beitrugen, liegt auf dem blutgetränkten Boden, der hier sanft ansteigt, ein verwundeter preußischer Offizier. Er muß bei dem ersten Ansturme auf die Waldblütere gefallen sein und zwar seitwärts der Stelle, wo der Hauptangriff stattfand, denn in seiner nächsten Umgebung liegen nur noch zwei starre Todte, ein preußischer Füsilier und ein französischer Voltigeur; erst eine ganze Strecke weiter rechts findet man einen reicheren Theil der Ernte, die das Schwert des Schlachtengottes heute abgemäht hat. Dem verdunkelten Auge des Verwundeten wird dadurch manch' trauriger Anblick erspart, sein Ohr bleibt von dem kläglichen Gewimmer Sterbender und sich im Schmerze Wälzender verschont, aber diese Einsamkeit in dem dunkeln Walde hat auch wenig Tröstliches und wäre geradezu hoffnungslos und verzweiflungsvoll, wenn nicht wenigstens ein treuer Kamerad bei dem Gefallenen aushielte.

Hier in der Flanke stürmte ein Zug Füsiliere vorwärts; der ihn befehligende Offizier fiel, durch eine Gewehrkugel in die rechte obere Brust getroffen; ein paar Leute wollten bei ihm zurückbleiben; mit einer letzten Kraftanstrengung befahl er ihnen, ihn liegen zu lassen und ihre nächste Soldatenpflicht zu thun. Nur sein Bursche ließ sich so leicht nicht abweisen, obgleich der brave Kerl bis dahin ein genügendes Zeugniß dafür abgelegt hatte, daß ihm sehr viel

darum zu thun war, den Franzosen recht nahe zu kommen. Er blieb, und da der Lieutenant in einer Anwandlung von Ohnmacht bald die Augen schloß, konnte er sich ungehindert damit beschäftigen, das reichlich hervorquellende Blut zu stillen und alle Hülfe zu leisten, die in seinen Kräften lag.

Das Gefecht zog sich indessen schnell weiter, gerade diesen Punkt berührten die preussischen Truppen nicht mehr, weder im Vordringen noch im Zurückweichen; kein Arzt, kein Heilgehilfe kam an diese Stelle. Jacob Franke konnte sich nicht entschließen, seinen Lieutenant, den er für einen Sterbenden hielt, allein zu lassen, um sich nach Hülfe umzusehn; er hätte dieselbe in weiterer Entfernung suchen müssen, und in seinem Schmerze war ihm die ruhige Ueberlegung auch ein bißchen verloren gegangen.

Carl Bornemann blieb ohnmächtig; er verlor sehr viel Blut, sein Antlitz war todtenbleich, seine Augen geschlossen. Erst nach Verlauf von zwei oder drei Stunden kam er wieder, Dank den unausgesetzten Mühen Jacob Franke's, einigermaßen zur Besinnung, und wenn er auch nicht über große Schmerzen klagte, war er doch vollständig unfähig, sich zu erheben und sich nach einem Verbandplatze führen zu lassen. Seine Sinne waren verwirrt, das Fieber hatte ihn schon ergriffen, nur zuweilen leuchtete das volle Bewußtsein hindurch.

Wohl schon hundertmal war der Bursche aufgesprungen, eine Strecke fortgeeilt und hatte um Hülfe gerufen; Niemand hörte ihn, und er konnte sich nicht entschließen, weiterzugehen; immer kehrte er rathlos wieder zurück. Es war eine verzweiflungsvolle Situation für ihn.

Die Nacht brach an, der Geschützdonner verstummte, weithin erschallten dumpfnatternd die letzten Gewehrsalven. Endlich mußte doch einmal Hülfe kommen! — hier hieß es, sie mit Geduld abzuwarten.

Der Verwundete sieberte noch stärker; er sprach viel von seinen Angehörigen und faßte immer wieder nach seiner Brust, nicht da, wo die Wunde sich befand, sondern nach der anderen Seite, wo er sein Taschenbuch im Waffenrocke hatte; mehr als einmal wiederholte er unruhig das Wort „Marie“.

Jacob Franke verstand ihn nicht; er konnte sich daheim keiner Marie entsinnen, zwischen der und dem Verwundeten sich einige

Beziehungen anknüpfen ließen; das vermehrte noch seine Verzweiflung. Endlich erinnerte er sich des Gespräches am Morgen auf der Feldwache, der blauen Bandschleife. Er nahm das Taschenbuch, öffnete es und fand die letztere; als er sie hervornahm, wurde sie zufällig mit dem Blute des Verwundeten besleckt.

Für einen Moment flog ein zufriedenes Lächeln über das bleiche Gesicht Carl Bornemann's; so schwach er war, nickte er doch, die letzten Kräfte zusammennehmend, mit dem Kopfe, die Anstrengung war zu groß für ihn, — abermals sank er in todtenähnliche Ohnmacht.

„Ich habe ihn verstanden,“ murmelte Jacob, das matt niederfallende Haupt wieder in seine Arme nehmend; — „es ist die Schleife gewesen, und ich will sie an die Rose schicken, die mehr wissen muß als ich. Aber das ist Nebensache! Er stirbt mir hier unter den Händen, und die Satanskerle, die den Franzosen nun auf den Hüften sitzen, haben uns Beide ganz vergessen! — Was, um des Himmelswillen, soll ich anfangen?“

Der arme Kerl stützte den Kopf in die Hand. Er war ein Berliner Kind, denen man nachsagt, daß sie sich immer zu helfen wissen, aber jetzt sah ihm Alles so trost- und hilflos aus, daß er am liebsten selbst die Kugel in der Brust gehabt hätte. —

Sechstes Kapitel.

In der Festung Mainz.

Als Lieutenant von Hellborff am Morgen nach dem Abende, an welchem er ein so eigenthümliches Abenteuer bestanden hatte, erwachte, glaubte er anfänglich wirklich, dasselbe geträumt zu haben. Schnell aufspringend, war sein Bestreben, sich zu überzeugen, ob das Papierpäckchen wirklich in seinem Besitze sei, und da lag es nun allerdings in dem geheimsten Fache seines Schreibtisches, in das er es in der Nacht sorgfältig verschlossen hatte.

Mit denselben Gedanken wie damals betrachtete er es jetzt